

Nähe, daß ich nicht ganz die Fühlung mit Berlin verloren habe."

Des Dieners Meldung: „es ist angerichtet“, unterbrach die Unterhaltung.

Der Oberst bot seiner Wirtin den Arm und sie betraten das mächtig große Speisezimmer, das mit hellen Eichenholzmöbeln ausgestattet war. Ueber den runden Speisetisch in der Mitte, der die Bedede trug, warf ein sechsarmiger hoher Leuchter, auf dem dunkelgelbe Wachskerzen unter rosa Schirmen brannten, ein gedämpftes Licht. Vor dem Kamin, in dem ein gewaltiges Buchenholzfeuer brannte, erhob sich eine kleine, ältliche Dame: „Meine liebe Hausgenossin und Freundin Fräulein Westerling“, wie die Hausfrau sagte.

Und während der Oberst ganz selbstverständlich nun zunächst von seiner Reise nach Damstedt und dem festgefahrenen Automobil sprach, dem er das Obdach auf dem Sonnenhof verdankte, kam ihm die ganze Situation wieder ganz märchenhaft vor. Anstatt auf Damstedt in lustigem Bolterabendkreise, aus dem übermorgen der Hochzeitskreis werden sollte, sah er in dem stillen Speisezimmer des abgelegenen Sonnenhofs.

„Weshalb heißt das Gut der Sonnenhof?“ fragte der Gast.

Therese lächelte: „Darüber gibt es verschiedene Lesarten, die einen behaupten von den Sonnenblumen, die zur Hochsommer- und Frühherbstzeit rund um den ganzen Hof blühen und, oft vernichtet, alljährlich neu in reicherer Fülle wiederkommen, andere, weil über dem Tor der größten Scheune eine Sonne abgebildet ist, höchst primitiv in Gips und kläglich gelb anarmalt, nach dritter Ansicht, weil der Hof nach Süden, also der Sonne zugewandt liegt.“

„Darf ich Ihnen morgen — wir werden gutes Wetter haben — den ganzen Sonnenhof zeigen, Herr Oberst?“ fragte Therese. „Sie werden kaum glauben, daß ich eine ganz gute Landwirtin geworden bin. Mein Stellmacher und der Schmied können ja morgen gleich sehen, ob ihre Künste dem Automobil aufhelfen, wenn nicht, lasse ich Sie mit dem meinigen oder auch mit dem Wagen nach Damstedt bringen. Wir haben eine halbe Stunde Landweg, dann noch eine halbe Stunde Chaussee bis dort. Uebrigens kenne ich Damstedt, ich habe neulich ein paar schöne Alderpferde dort kaufen lassen.“

„Weshalb begruben Sie sich in diese Einsamkeit, gnädige Frau?“ fragte der Oberst.

Die Frage war ihm so jäh entschlüpft, es tat ihm leid, sie gestellt zu haben, als er Therese ansah; ihr feines Gesicht war erbleicht, und der Schmerzszug um den Mund schien vertieft.

„Ich war da draußen in der Welt niemand nötig“, sagte sie mit leise verschleierter Stimme, „und hier bin ich unerseßlich.“

Es entstand eine Pause; die Hunde draußen zogen rasselnd an der Kette, der Nachtwind rauschte in den Bäumen auf.

Ihr Bild stieg vor dem geistigen Auge Lüssemanns auf, als er sie damals in Berlin gesehen hatte, er war beim General Solten, der ihr Vetter war, manchmal ihr Tischnachbar gewesen. Und er wunderte sich jetzt, daß sie damals so gar keinen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Solten hatte — er hatte das fast vergessen gehabt — ihn ein-

mal gefragt: „Nun, wie gefällt dir Frau von Godding — sie ist Witwe und unabhängig — das wäre doch eine Frau für dich.“

Doch der Regierungsrat Sterner, der in allen schönen Künsten, als Maler, als Dichter, als Geigenspieler glänzte, und dem alle berühmten und schönen Frauen huldigten, hatte ihm scherzend auf die Schulter geklopft und gesagt: „Um Gott, lieber Major, das ist ja etwas ganz Unberühmtes — ohne alle Talente, schreibt nicht, malt nicht, singt nicht, macht nicht in Wohltätigkeit, solche Duzenddame werden Sie sich doch nicht erlesen!“

Heute erschien sie ihm anders — mehr hoheitsvoll — oder machte das nur die andere Umgebung?



Im fiskerkorb am Strand.

Das hat sich der alte Fiskerkorb auch nicht träumen lassen, daß er auf seine alten Tage noch eine so sonderbare Ladung erhält. Vier muntere Seekrabben haben sich in ihm eingenistet und schauen fest in die Welt hinein. Gefüllt in drangvoll fürchterliche Enge, scheint sich nur der kleine Bursche nicht ganz wohl zu fühlen. Vielleicht glaubte er aber auch nur, das Photographieren tut weh.

„Sie werden jedenfalls dort auch als unerseßlich empfunden, gnädige Frau.“

Sie lachte: „Das glauben Sie selbst nicht, Herr Oberst, Sie wissen so gut wie ich, daß in diesen Kreisen niemand unerseßlich ist, er mag noch so vergöttert, noch so angebetet sein. Morgen oder übermorgen sind andre da.“

Sie war ernst geworden. „Ich denke jetzt oft darüber nach“, sagte sie, „daß es viel besser ist, wir werden dazu erzogen, uns selbst zu leben, nicht nur Andern. Wissen Sie, Herr Oberst, ich war ein sogenanntes Mutterkind. Ich glaube, ich war nie unartig, ich richtete mich immer nach Beispielen guter folgsamer Kinder, die meine Eltern mir anpriesen. Alles, was ich liebte, stellte ich hinten an, ich war nicht so wie ich war, ich war so wie ich sein sollte. Ich wollte so gern Jemand etwas sein, schon als Kind hing ich mit tausend Freundschaftsfäden an Mädchen, die ich liebte — es schien auch stets, als ob sie sich ein Weilchen an mich angeschlossen, aber, wenn sie

andre fanden, gaben sie mich auf. Diejenigen, die sich durchsetzten, die der Mittelpunkt wurden, waren die Ersten. Schließlich suchte ich mir keine Freundin mehr — aber ich freute mich, wenn ich einen Menschen fand, der mir sympathisch war. Mein einziger Wunsch war stets, Jemand unerseßlich, Jemand nötig zu sein. Mein viel älterer Mann hatte seinen Beruf; seine Karriere war ihm wichtiger als ich — ich war auch wohl zu jung, sein Wesen zu verstehen — unser Leben war fast nur Geselligkeit, Geselligkeit wegen der Karriere und der Beziehungen; meinem Knaben, für den die Geselligkeit mir keine Zeit ließ, war seine treue Wärterin nötiger als ich. Und als das Trauerjahr um war, da war es die Macht der Gewohnheit — ich mußte unter Menschen sein. Das war jene Zeit in Berlin. Und langsam, ganz allmählich kam mir die Ueberzeugung: wie arm und leer dieses Leben war, das ich führte, wie fremd meinem innersten Wesen, wie anerzogen die Art, andern zu Gefallen zu leben. Was Charakter war, was Persönlichkeit — das wußte ich nicht, die „anderen Leute“ bestimmten über mich. Meine Familie, die Gesellschaft, fast meine Dienerschaft. Es war ein schweres Geschick, das mich zur Einsicht brachte, daß ich ein fremdes Leben lebte. Mein vierzehnjähriger einziger Sohn, den ich seines Vaters Wunsch und letzter Bestimmung gemäß im Kadettenkorps erziehen ließ, zog sich eine Erkältung zu und wurde schwerkrank. Vom Lazaret ließ ich ihn zu einer lebensgefährlichen Operation in eine Privatklinik bringen — ich war bei ihm Tag und Nacht — ich lernte wieder beten — meine Gebete wurden erhört, mein Hans wurde mir erhalten — aber er blieb an den Füßen ganz, an den Händen halb gelähmt. Und als der Professor mir das gesagt hatte — ich habe standhaft und ohne Tränen seine Worte angehört — da wußte ich, wo ich nötig war — und zum ersten Mal kam es wie ein bewußter Friede in mein Herz: nur da ist noch dein Platz, du mußt sein Fuß, seine Hand sein. An derselben Zeit kam die Kunde von dem Bankrott des Pächters des Sonnenhofes, auf dem Hans so gern in den Ferien gemeilt — ich wollte den Sonnenhof nicht aufgeben — ich wurde auch hier nötig, und der Sonnenhof war das Asyl für meinen Hans, der in der Großstadt verkümmert wäre. Darum bin ich hier, Herr Oberst.“

Therese war aufgestanden: „Es war eine einfache Geschichte, die Geschichte wie ich auf den Sonnenhof kam, auf dem ich so glücklich bin.“

Sie reichte ihrem Gast, der sich gleichfalls zum Abschied erhoben hatte die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog. Dann verabschiedete er sich von Fräulein Westerling, die anscheinend aus einem kleinen Schläfchen jäh erwacht war und folgte dann dem mit einer Laterne erschienenen Diener über den Hof. — — —

„Darf ich Sie nun zu Hans führen, Herr von Lüssemann? Hans freut sich schon, daß ihn jemand besuchen will!“

Sie stiegen aus dem hohen und doch so bequemen Wagen, auf dem Kerner Therese und ihren Gast durch die Gemarlung des Sonnenhofes gefahren hatte.

Sie öffnete die Tür zu einem großen hellen Zimmer mit lichter Tapete und lichten Vorhängen an den drei großen Fenstern. Büchergestelle nahmen zwei Wände ein, kostbare Bilder hingen an den andern, ein